

DIE JAKOBSLEITER /

GIANNI SCHICCHI

Die Staatsoper vereinte Arnold Schönberg und Giacomo Puccini an einem seltsamen Abend

Die kühnen, neuen Klänge - und wie sie uns sympathisch wurden

Großes Rätselraten noch zur Premierenpause, was diese beiden Werke miteinander zu schaffen haben könnten.

„Ha, ist dieser reiche Herr besessen?“, fragt der Tenor in Strauss' „Ariadne“ angesichts des Befehls, eine tragische Oper mit einer Komödie gleichzeitig aufzuführen. Daran hat wohl mancher Opernfreund gedacht, als er hörte, daß die Staatsoper Schönberg und Puccini an einem Abend aufzuführen gedenkt.

Am Ende der Premiere, die auf die gedankenbefrachtete „Jakobsleiter“ den frechen „Gianni Schicchi“ folgen ließ, war man nur um eine Binsenweisheit klüger geworden: Giacomo Puccini war ein wirklich genialer Opernkomponist.

Schönberg hat in seiner sogenannten „atonalen“ Phase ein riesenhaftes Bekenntniswerk skizziert, das ewige Menschheitsfragen über den Sinn des Lebens, Wahr und Falsch, Gut und Böse abhandeln sollte. Die Leiden der allegorischen Gestalten auf dem Weg der Seele ins Jenseits sind jedoch Fragment geblieben. Marco Arturo Marelli hat sich der Aufgabe unterzogen, das unebildbare Oratorium zu inszenieren.

Auf Eschers berühmter unendlicher Treppe ziehen die Schuldbeladenen dahin, ein Mönch mit dem Kreuz auf den Schultern, orthodoxe Juden mit den Symbolen ihrer Religion, eitle Gesellschaftstiger mit Spiegeln, Revoluzzer mit Gewehren, Fahnen, anonyme Massen - und Kirsten Dene, die als Sterbende bis zur vollkommenen Erschöpfung Koffer schleppt.

Die Intensität der Schauspielerin decouvriert wohl im Verein mit dem inszenatorischen Bild der ewigen Wanderschaft ein wenig Schönbergs Versuch, textlich und musikalisch zwischen hochtrabender Philosophie und naiver Aussage zu vermitteln. Ein wenig lugt ihm plötzlich der allzu platte

Opernpsychotrend seiner Zeitgenossen (Marke „Der ferne Klang“) über die Schulter. Wer wollte nicht in dankbarer Bewegung auf die plakative Zurschaustellung von Problemen reagieren, die doch die ganze Menschheit betreffen?

Immerhin: Neben der Dene gelingt es auch Wolfgang Bankl als „Ringendem“, die Aufmerksamkeit des Zuschauers und Zuhörers für einige Minuten ganz und gar zu fokussieren. Franz Hawlata, der auf der geborstenen Leiter als Erzengel wacht, gibt eine beeindruckende Probe seiner Beherrschung der Schönbergschen Sprechgesangstechnik und könnte bald ein beachtlicher Moses (in „Moses und Aron“) sein.

Hubert Delamboye verschlägt es hingegen angesichts der Höhenflüge des „Berufenen“ zwischendurch die Stimme. Blaß bleibt Peter Weber als Auserwählter, während Heinz Zednik auch ein schweres Kreuz mit der ihm eigenen theatralischen Dauerpräsenz zu tragen weiß. Phänomenal schlagen sich Chor und Orchester, die von Michael Boder zur äußersten Präzision angehalten sind und die vielfältigen, oft kühn gespaltenen Klänge Schönbergs mit Hingabe und großer Schönheit realisieren. Das abschließende „Zwischenspiel“ zählt gewiß zum Edelsten, was die sogenannte Wiener Schule an Innovativem hervorgebracht hat. Nicht das ganze Stück über hat der Hörer das Gefühl, daß der Komponist mit solcher Sicherheit Form und Inhalt zur Deckung bringt.

Ein Problem, das Giacomo Puccini nicht kannte. Er vermochte mühelos die krassesten harmonischen Verspreizungen a la mode anzuwenden, ohne je die natürlichen Grenzen seiner Sprache verlassen zu müssen. Michael Boders scharf geschnittenes Dirigat ließ diesmal fühlen, daß „Gianni Schicchi“ tatsächlich zur selben Zeit komponiert wurde wie die „Jakobsleiter“. Nicht erst in der „Turandot“ zog Puccini offenkundig die Nutzanwendung aus den (vor allem koloristischen) Funden der Schönbergschule. Die oft karge, aus zwei oder drei klar definierten, farblich drastisch voneinander abgegrenzten Linien gesetzte Partitur steht, das wurde dem Hörer angesichts dieser Premiere bewußt, ganz auf der Höhe ihrer Zeit.

Nur, daß Puccini über eine gottgegebene Dramatikerhand verfügt, die theatralisch veredelte, was sie berührte, die also die modernsten Techniken nützte, um mit punktgenauer Treffsicherheit Pointen zu setzen. Diese bündelte Marellis Regie diesmal zur prallen, aber nie überdrehten Komödiantik. Im Riesenwäschekoffer, der das Haus des alten Buoso darstellte, ereignete sich die Erbschleichergeschichte mit umwerfender Motorik. Und der Dirigent sorgte dafür, daß die heiklen Ensemblesätze entsprechend uhrwerksgleich abschnurrten.

Solistisch brillierten Leo Nucci mit groß entwickeltem, aber auch zu feinen Details begabtem Bariton in der Titelpartie und Juan Diego Florez mit schlankem,

beweglichem und auch im Piano gut
abschattierendem Tenor als Rinuccio.
Angelika Kirchschrager serviert auch die
Lauretta, eine Rolle, die von Lage und
Charakter wahrhaftig nicht die ihre ist, mit
dem ihr eigenen Charme, Alfred Sramek
gibt einen herrlich karikierenden Doktor,
und alle zusammen bilden ein Ensemble,
in dem kein Schwachpunkt auszumachen
ist. So etwas freut die Opernfreunde, die
gern als Zuschauer und Zuhörer
gleichermaßen gut bedient werden. Das
seltene Fest bedankte man mit
entsprechendem Jubel.

mehr

Sinkothek

Beckmessers Diarium

Operamania

Interpreten